

## Alfred Nitschke als Pädagoge\*

von Otto Friedrich Bollnow

Es liegt im Beruf des Kinderarztes, daß sich bei ihm die medizinische Fragestellung immer wieder mit der pädagogischen durchdringt, daß er unversehens von der einen zur andern hinübergedrängt wird. Aber die meisten lassen es bei dieser persönlichen Lebenserfahrung bewenden. Sie denken wenig darüber nach und veröffentlichen noch weniger darüber, weil es ihnen als „unwissenschaftlich“ erscheint und sie sich durch eine solche Beschäftigung in den Augen der Öffentlichkeit bloßzustellen befürchten. So erfährt man wenig davon. In Alfred Nitschke aber ist der seltene Glücksfall eingetreten, daß die menschliche Begegnung des Arztes mit dem leidenden Kind diesen so tief in die Besinnung auf die allgemeinen Bedingungen der menschlichen Lebensentwicklung, ja auch die letzten Voraussetzungen des menschlichen Lebens überhaupt eingeführt hat daß diese Ergebnisse auch für die Pädagogik, ja allgemeiner für die philosophische Lehre vom Menschen von größter Bedeutung werden, so daß diese versuchen müssen, sich von ihrer Seite aus den Ertrag seiner Erfahrungen mit Kindern anzueignen und in ihre eigne Fragestellung einzubeziehen.

Nitschke hat immer wieder gezögert, seine „Anthropologie des Kindes“ in einer zusammenfassenden Darstellung zu entwickeln. Er fühlte sich erst auf dem Wege und zog es vor, gleichsam probierend seine Fragestellung von immer neuen Seiten her in Angriff zu nehmen, und war jedesmal neu beglückt, wenn sich eines wie von selbst zum andern fügte. Jetzt, wo ihn ein plötzlicher Tod mitten aus dem Schaffen herausgerissen hat, müssen wir dankbar sein, daß der Sohn das, was an Aufsätzen, meist aus Vorträgen hervorgegangen, und an Vorlesungsnachschriften zugänglich war, in einem kleinen Band<sup>1</sup> zusammengestellt hat. Wenn wir uns auch klar sein müssen, daß das zufällig Erhaltene, besonders bei den Vorlesungen, nur ein kleiner Teil eines sehr viel größeren Ganzen ist, so genügen die hier gesammelten Arbeiten doch, die Einheit in dem bisher Zerstreuten und den großen durchgehenden Gedanken überzeugend sichtbar zu machen.

Darum will ich versuchen, so weit es in meinen Kräften steht, dem toten Freund hier ein Denkmal zu setzen. Ein Bild des Menschen Alfred Nitschke zu zeichnen: gütig und voller Verständnis für die Menschen, besonders für die Kinder, hart gegen sich selbst und manchmal auch gegen die, die ihm nahe standen, voller Verachtung gegenüber dem „Betrieb“ der Wissenschaft, aber von immer bereiter Offenheit für das, was Landschaft und Kunstwerke an Geheimnissen zu offenbaren haben, und mit einer seltenen Fähigkeit, im beglückten Erzählen auch den andern in diese Entdeckungen mit hineinzunehmen, aber immer zugleich dabei von dem Dunkel einer tiefen Traurigkeit überschattet - das in der richtigen Weise zu zeichnen geht über mein Vermögen. Ich kann hier nur versuchen, den mich fachlich berührenden Teil, den pädagogischen Gehalt seiner Arbeiten, unter möglichst weitgehender Heranziehung seiner eignen Formulierungen vor einem pädagogisch interessierten Leserkreis darzustellen. Ich muß mich damit begnügen, einige

---

\* Erschienen in: Zeitschrift für Pädagogik 9. Jg. 1963, S. 225-241. Wiederabgedruckt in: Die pädagogische Atmosphäre. Untersuchungen über die gefühlsmäßigen zwischenmenschlichen Voraussetzungen der Erziehung (Anthropologie und Erziehung 12), Heidelberg 1964, 4. Aufl. 1970. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

<sup>1</sup> Alfred Nitschke, „Das verwaiste Kind der Natur“. Ärztliche Beobachtungen zur Welt des jungen Menschen, aus dem Nachlaß zusammengestellt von August Nitschke. In: Forschung zur Pädagogik und Anthropologie, hrsg. v. O. F. Bollnow, W. Flitner, A. Nitschke, Bd. 5. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1962, DM 19.-

immer wiederkehrende, im jetzt vorliegenden Buch oft an verschiedene Stellen verstreute Grundgedanken herauszuheben, und muß darauf verzichten, der Vielzahl der übrigen, oft nur angedeuteten Anregungen nachzugehen. Daß bei einem solchen Versuch manche verwickelten Zusammenhänge etwas gewaltsam auseinandergeschnitten werden mußten, lag im Wesen der Aufgabe und konnte nicht vermieden werden. Sollte ich es an „kritischem Abstand“ gelegentlich habe fehlen lassen, so mag dies mit der Nähe zum Gegenstand entschuldigt werden.

Drei solche durchgehenden Fragestellungen, um die sich Nitschkes Gedanken ständig bewegt haben und zu denen sie von verschiedenen Seiten her immer wieder zurückgekehrt sind, möchte ich hier herausheben:

1. das Mitvollziehen und Übernehmen von Bewegungen anderer Menschen,
2. das Echt□sein und das Unecht□sein des Menschen,
3. die Bedeutung des Vertrauens in der menschlichen Welt, wobei sich die letzte Fragestellung noch einmal. wieder nach verschiedenen Richtungen auseinanderlegt.

### 1.

Der eine dieser Schwerpunkte liegt in der Beschäftigung mit der kindlichen Motorik. Diese hat für Nitschkes Auffassung vom menschlichen Leben eine ganz grundlegende Bedeutung; denn es ist für ihn, wie es im Vorwort richtig bemerkt wird, die Motorik, die dem Kind die tiefen, vielleicht die prägendsten Sinnerfahrungen vermittelt“ (6). Dabei ist mit dem aus der Fachsprache übernommenen Wort Motorik die ganze Fülle der Bewegungen verstanden, die der Mensch im Gehen und Handeln, bei Spiel und Sport, in seinen Leistungen im Handwerk oder sonstigen Beruf, beim Schreiben oder im Gespräch ausführt und ebenso seine Weise, Gemütsbewegungen und Stimmungen in Haltung, Mimik und Gebärde auszudrücken“ (101). So wird etwa das erste Lächeln des Kindes als Beispiel für die sich entwickelnde Motorik genauer behandelt. Das Wort umfaßt also den gesamten Bereich der Zweck□ und der Ausdrucksbewegungen. Nitschke geht dabei von der Frage aus, worin der wesentliche Unterschied zwischen der menschlichen und der tierischen Bewegung gelegen sei, und findet den Ansatzpunkt in der Feststellung von der Unfertigkeit der menschlichen Bewegung. Im Unterschied zum jungen Tier muß der Mensch seine Bewegungen erst mühsam erlernen. Schon in dieser Beziehung ist also der Mensch, wie Nitschke gern mit einer von Herder aufgenommenen Formulierung sagt, „das verwaisteste Kind der Natur“ (18, 23, 45, 52, 86). Er ist also von Anfang an durch einen bezeichnenden Mangel belastet.

Aber wie immer bei der philosophisch□anthropologischen Betrachtung kommt es darauf an, diesen zunächst gegebenen Mangel in vertiefter Betrachtung als Ausdruck einer besonderen Vollkommenheit des Menschen zu begreifen (102). Dieser scheinbare Mangel erweist sich dabei als der Ausdruck dessen, was man die „Weltoffenheit“ des Menschen genannt hat. Durch diese „Weltoffenheit“ ist der neugeborene Mensch der Welt ganz anders zugeordnet als das neugeborene Tier“ (164).

Nitschke nimmt hier einen Gedanken Portmanns auf, der den Menschen als einen „sekundären Nesthocker“ deutet (88). Der Mensch erlebt im Unterschied zu den ihm vergleichbaren Tieren einen großen Teil der Entwicklung, den diese vor der Geburt im Mutterleib durchmachen, schon in der Außenwelt. Daher kommt die relative Unfertigkeit, mit der er zur Welt kommt. Er ist noch plastisch und wird in einer stärkeren Weise als das Tier von seiner Umwelt geformt. Auf der an-

dem Seite ist aber diese Außenwelt, der der hilflose junge Mensch ausgesetzt ist, nicht die einfache Natur, sondern eine „vom Menschen geschaffene und mit menschlichem Geist erfüllte Welt“ (102), nämlich die vom Menschen hervorgebrachte Kultur. Der Mensch ist also nicht nur abhängig von einer sich immer gleich bleibenden Natur, sondern auch von einer sich ständig wandelnden Kultur. Indem der Mensch sich in ihr formt, wird er selber zu einem sich in seinem Wesen wandelnden, d. h. zu einem geschichtlichen Wesen. Das bedeutet: die Portmannsche Lehre vom Menschen als einem „sekundären Nesthocker“ ist das biologische Korrelat zur Geschichtlichkeit seines Wesens. Es bezeichnet die biologischen Voraussetzungen, die dem Menschen als dem „noch nicht festgestellten Tier“ (Nietzsche) die freie Entfaltung und Vermehrung seines Wesens in der Geschichte ermöglichen.

Nitschke nimmt diesen Gedanken nun in einem besonderen Sinn auf (oder besser: er fügt ihn bestätigend in seine eignen Gedanken ein), indem er als Voraussetzung für diese Formbarkeit ein Phänomen heranzieht, das für ihn dann eine grundlegende Bedeutung gewinnt, nämlich die Fähigkeit zum „motorischen Mitvollziehen“ einer wahrgenommenen Bewegung. Der Grundgedanke ist dabei der, daß der Mensch, insbesondere aber das Kind, den unwiderstehlichen Drang hat, die wahrgenommene Bewegung eines andern Menschen, ja auch eines Tiers und sogar eines unbelebten Dings, selber mitzuvollziehen, mit ihr „motorisch mitzugehen“. Bei diesem motorischen Mitvollziehen sind jetzt aber wiederum noch zwei Möglichkeiten zu unterscheiden: Einmal begleitet es die einzelne Ausdrucksbewegung des andern Menschen und führt so zur Erfassung des darin enthaltenen Sinns; denn in der mitvollzogenen Gebärde wird zugleich der sich darin ausdrückende seelische Gehalt zugänglich. „Daher auch kann der Mitvollzug der fremden Bewegung mir dessen Inneres erkennbar machen“ (177). Aus dem motorischen Mitgehen entwickelt sich so das Verstehen. Nitschke betont ausdrücklich: „Das motorische Mitvollziehen ... ist die Grundlage des Fremdverstehens“ (179), ja darüber hinaus des Verständnisses der menschlichen Welt überhaupt.

Das ist ein Vorgang, der im wesentlichen wohl der Einfühlungstheorie von Th. Lipps entspricht<sup>2</sup>. Weitaus interessanter aber scheint mir die zweite Möglichkeit zu sein: daß die mitvollzogene Bewegung nicht wieder abgelegt wird, nachdem sie ihre Funktion für das Verstehen erfüllt hat, sondern als bleibender Bestandteil in die eigne Bewegungsweise übernommen wird. So bildet sich im Nachvollziehen der als vorbildlich genommenen fremden Bewegung die eigne Bewegungsform, die durch den unfertigen Zustand bei der Geburt noch offen gelassen war. Ausgehend von zunächst erstaunlichen ärztlichen Erfahrungen, die man in seinem eignen Bericht nachlesen muß, kommt Nitschke zu dem Ergebnis, daß die Menschen in ihren Bewegungen sehr viel weniger erblich festgelegt sind, als man gemeinhin annimmt, daß es vielmehr (obgleich man die Grenze nicht scharf ziehen kann) in sehr starkem Maß dieses Mitvollziehen der Bewegungen der Menschen der näheren Lebensumgebung, vorzugsweise also der Eltern, ist, das diese auffallenden Familienähnlichkeiten zustande bringt die man dann gewöhnlich der Vererbung zuschreibt.

Das gilt wiederum, ähnlich wie es schon beim verstehenden Mitvollziehen hervorgehoben wurde, nicht nur von der äußeren Bewegung, sondern auch von dem ihr entsprechenden geistigen Wesen. „Mit der Übernahme der eigentümlichen Bewegungsweise eines andern Menschen ... werden im Kind mit Notwendigkeit auch dazugehörige charakterliche Eigenschaften erweckt“ (110). Auch in seinem inneren Wesen wird also der Mensch auf dem Wege über dieses motori-

---

<sup>2</sup> Warum Nitschke so entschieden davon absetzte, habe ich nicht verstanden; denn die der Trennung von Physischen und Psychischen vorausliegende Einheit, die er Lipps gegenüber betont, liegt doch schon bei diesem als Voraussetzung zugrunde, wenn er sich auch im Sprachgebrauch seiner Zeit ausdrückt.

sche Mitvollziehen entscheidend von seinem geliebten und bewunderten Vorbild bestimmt. In diesem Sinn faßt Nitschke zusammen: „Die Ähnlichkeit der kindlichen Bewegungsart ebenso wie des kindlichen Wesens mit der Persönlichkeit der Eltern, die uns im täglichen Umgang unzählige Male auffällt, ist also nicht nur erbbedingt. Sie vertieft und erweitert sich durch innige Gemeinschaft mit den Eltern in einer von der Erbanlage unabhängigen Weise ... Der Mensch gewinnt dadurch als Person eine weitgehende Unabhängigkeit vom Erbgefüge“ (98). „So erklärt sich die Ähnlichkeit in der Haltung und Bewegungsweise innerhalb einer Familie“ (182). Auf diese Weise ist, gegründet auf die Unfertigkeit der Bewegungen beim neugeborenen Menschen, in dem nicht weiter zurückführbaren Urphänomen des motorischen Mitvollzugs die Möglichkeit einer (immer natürlich nur relativen) Befreiung des Menschen von der Zwangsläufigkeit des Naturgeschehens gegeben.

Wenn diese Übernahme des Vorbilds auch, wie Nitschke ausdrücklich hervorhebt nicht automatisch erfolgt, sondern im Kind die „Bereitschaft sich mitnehmen zu lassen“, und die „Freiheit zum eignen Einsatz“ (113, 116, 118), also immer zugleich den Spielraum einer eignen Zustimmung oder Ablehnung voraussetzt so ist in diesem Mitvollziehen der Bewegungen eines Vorbilds doch ein Tatbestand getroffen, der pädagogisch von ungeheurer Wichtigkeit ist; denn damit überträgt sich die leibliche wie auch die geistige Haltung auf den heranwachsenden Menschen. Hierauf beruht ein wesentlicher Teil der unbewußt wirkenden Tradition. Nitschke betont dies mit Nachdruck: „Die Familie gibt ihren geformten Gehalt an Haltung, Wärme, Liebe weiter“ (183). Er fügt in Klammern hinzu: „Insgesamt: welche Auswirkung der Familie auf die menschliche Gesamtkultur, welche Aufgabe für sie, welche Verantwortung!“ um dann fortzufahren. „Nicht durch Worte geschieht die Einwirkung ... vielmehr durch die Bewegungen, die kleinen, unauffälligen, alltäglichen“ (183). Die Art also, wie die Eltern ihr Leben geformt haben, die in Selbstdisziplin gewonnene Haltung wie auch die Zuchtlosigkeit eines Sichgehen-lassens, wirkt sich auf diesem Wege unmittelbar auf das Leben der Kinder aus.

## 2.

Eine zweite der großen erregenden Fragen, die Nitschke immer wieder beschäftigt hat und zu der er immer wieder zurückkehrte, war das Problem der Unechtheit eines Menschen, d. h. der gefährlichen Möglichkeit, das eigenste Wesen in unechten Verhaltensweisen preiszugeben. Das kleine Kind kennt diese Gefahr noch nicht. Es ist in jedem Augenblick ganz und unteilbar das, was es ist. Auch das Tier kennt sie nicht. Aber die menschliche Welt ist durch und durch in einem erschreckenden Maß von den Erscheinungen der Unechtheit durchzogen. Nitschke verdeutlicht es an der unechten Begeisterung eines Konzertbesuchers, der sich in seinem Ergriffenheit genießt und diese seine Ergriffenheit in übersteigerter Gebärde zur Schau stellt. Auch beim Kind tritt das unechte Verhalten schon frühzeitig in Erscheinung. Das wird hier an einigen bezeichnenden Beispielen aus der ärztlichen Erfahrung, etwa der unechten Angst, in die sich das Kind hineinsteigert, verdeutlicht.

Was aber ist dieses Unechte? und was unterscheidet es vom Echten? Nitschke weist zunächst auf das Beispiel einer unechten Perle hin. Sie soll aussehen wie eine echte Perle, ohne es doch zu sein. Aber wenn man diesen Begriff auf den Menschen überträgt, so ist das Unechte doch noch etwas anderes als das Unaufrichtige oder das Unwahrhaftige. Wer sich verstellt, um den andern zu täuschen, der weiß dabei, daß er sich verstellt. Wer aber unecht ist, der ist viel tiefer betroffen; denn er macht sich selber etwas vor und betrügt sich dabei selbst. Hier ist also „der Betrüger

auch der Betrogene selbst“ (189). Daher weiß er auch in seinem Verhalten nichts von seiner Unechtheit. Er hält sich vielmehr für echt. Denn würde er seine Unechtheit erkennen, so würde er ja zur Entscheidung gezwungen, entweder die Verstellung abzuwerfen oder sie bewußt als Verstellung auf sich zu nehmen.

So ist das Unechte eine bloße Fassade, hinter der kein wirkliches bewohntes Haus steht. Der Mensch macht sich dabei selber etwas vor, um seine innere Leere zu übertönen. Das ist dann für den aufmerksamen Beobachter schon am äußeren Verhalten zu erkennen. Es ist „der allem Unechten ... so charakteristische Zug des Überlauten, Forcierten und Aufdringlichen“ (63), Aas Übersteigerte, das Laute und auf Wirkung Abgestimmte“ (80). Aber weil das Unechte Fassade bleibt, den Menschen immer nur an der Oberfläche ergreift und nicht in sein eigentliches Innere eindringt, ist alles Unechte am Menschen letztlich zur Unproduktivität verurteilt. So heißt es bei Nitschke: Im Spielen seiner Rolle nimmt sich der Unechte aus den fruchtbaren Lebensbereichen heraus und gerät notwendig in ein gekünsteltes und unproduktives Dasein“ (80). „Die Leere unterbricht den Saftstrom von den Wurzeln her« (186). So ist der Unechte auf die Dauer von allem unmittelbaren Leben abgeschnitten. „Dies selbstbefangene Spielen einer Rolle verhindert den lebendigen Bezug zum Andern, verhindert die Begegnung“ (186).

Darum ist die entscheidende Frage, auf welche Weise es dem Menschen gelingt, sich aus diesem unfruchtbaren Dasein zu befreien. Hier setzt bei Nitschke zunächst die Funktion der Wahrhaftigkeit ein. „Oft wird die Wahrhaftigkeit gegen uns selbst“, so betont er, „uns vor dem Haften des Unechten bewahren (80, vgl. 190). „Die Wahrhaftigkeit wird zur Hüterin des Echten“ (65). Aber die Macht dieser Hüterin ist begrenzt; denn die Wahrhaftigkeit □ immer im strengen Sinn der ‚inneren Wahrhaftigkeit‘ genommen □ entspringt erst aus dem freien, verantwortlichen Verhalten zu sich selbst. Darum vermag sie wohl die andringende Unechtheit zu bekämpfen, nicht aber dem zu helfen, der schon wirklich tief im Unechten verstrickt ist. Da kann nur noch die Hilfe eines Andern hinausführen. Nitschke bekennt: Ohne menschliche Hilfe findet es (das Kind) nicht mehr zu sich, zu seinem Eigentlichen zurück“ (73). „Es kann von sich aus nicht mehr aus der Rolle herausfinden‘ (81). Der Unechte ist auf die Hilfe des fremden Menschen angewiesen, wenn er von seiner Unechtheit loskommen soll, allein schafft er es nicht und es ist selten, daß das Schicksal ihm die Fassade einwirft“ (186), d. h. ihn durch harte Schläge zur Preisgabe seines unechten Verhaltens zwingt. Der Mensch ist hier wirklich „sein eigener Gefangener“ (70, 81). Daraus entspringt dann pädagogisch eine tiefe Verantwortung gegenüber dem in der Unechtheit verstrickten Andern Menschen, aber auch eine Aufgabe von unerhörter Schwierigkeit; denn mit bloßen Ermahnungen ist hier wenig auszurichten.

Das Bedenkliche aber ist daß diese Unechtheit nicht als eine nur zufällige und darum auch vermeidbare Entartung des menschlichen Lebens betrachtet werden kann, sondern daß es sich in ihr um eine Gefährdung handelt, die im Wesen des Menschen selber gelegen ist und die darum auch untrennbar mit seiner eigentlichen Größe zusammenhängt.

Dieser Zusammenhang läßt sich schon beim kleinen Kind verfolgen. Rollen zu übernehmen, Rollen zu spielen, gehört zum Wesen des Kindes. Es ist wie wir schon bei der Motorik berührt, ein notwendiger Vorgang, durch den das Kind in die Welt der Erwachsenen hineinwächst. Eine Rolle zu spielen bedeutet also als solches noch keine Unechtheit, nicht einmal eine Unehrlichkeit. Wo aber liegt die Grenze, an der die gespielte Rolle zu etwas Unechtem wird? Man wird diese Grenze vielleicht da zu suchen haben, wo das selbstvergessene Spiel der Rolle in das reflektierte Stadium übergeht, wo der Mensch in der Rolle einen Eindruck auf seine Umgebung machen will und sich selbst dabei in seiner Rolle bespiegelt. Das bedeutet die Verkehrung. Alle

echten Lebensbezüge treten hinter der Rolle zurück, in der das Kind nur noch auf sich und seine Wirkung bedacht ist“ (81). Hieraus entspringt das schon äußerlich als solches erkennbare Verhalten, wie Nitschke es einmal an einem konkreten Krankheitsfall schildert: „das Theatralisch-Demonstrative des Gebahrens, die deutlich sichtbare Beobachtung des Publikums und seiner Reaktion“ (76).

Diese Konflikte aber hängen tief mit dem Wesen des Menschen selber zusammen. Wenn nämlich menschliche Entwicklung in der Übernahme von Rollen, allgemeiner in der Übernahme überlieferter Gehalte geschieht, dann ergibt sich die Frage, wie Echtheit überhaupt möglich ist: Wie kann man echt sein und doch nur Übernommenes haben?“ (184). Das scheint zunächst als ein unauflöslicher Widerspruch. Seine Auflösung ist darin gegeben, daß die Aufgabe des Menschen eben darin besteht, das zunächst äußerlich Übernommene zu etwas Eignem zu verwandeln und es sich so innerlich anzueignen. Das ist also ein natürlicher und notwendiger Prozeß. Erst wo diese Aneignung nicht gelingt, wo das übernommene nicht hinreichend zu eigen gemacht wird, und diese Unstimmigkeit wiederum □ nach außen und nach innen □ verdeckt werden soll, wo der Mensch in dieser Weise mehr scheinen will, als er ist, da überall entspringt das Unechte in seinem Verhalten.

Diese Schwierigkeit ist aber darüber hinaus allgemein in dem zeitlichen Charakter des menschlichen Lebens begründet; denn dieser besagt, daß der Mensch niemals in seinem gegenwärtigen Sein aufgeht, sondern jederzeit sich selber vorweg ist und sich in die Zukunft hinein entwirft. „Wir müssen“, mit Nitschke, „immer mehr von uns fordern, als wir gegenwärtig tun können. Wir müssen immer übersteigert sein, die Übersteigerung ist das Gewöhnliche“ (189). Diese sich selber vorweglaufende Struktur ist im Wesen des Menschen selber notwendig enthalten. Aber wie beim Spielen der Rolle entspringt hier allgemein die Notwendigkeit, das im Entwurf Vorweggenommene auch im wirklichen Leben in geduldiger Arbeit zu realisieren. Wo aber der Mensch ungeduldig wird und die hierzu notwendige Anstrengung zu überspringen versucht da wird er unecht (62). Darum ist grade der Idealismus, in dem sich die Größe des Menschen offenbart, auch am stärksten der Gefahr des Unechten ausgesetzt während der träge und behagliche Realist' ihr entgeht. So betont auch Nitschke: je mehr einer von sich fordert ... um so mehr ist er in der Gefahr, unecht zu werden“ (189). Die Gefahr des Unechten ist also im innersten Wesen des Menschen begründet, und niemand kann ihr entgehen, sondern jeder muß immer wieder neu gegen sie ankämpfen. „Deshalb“, so faßt Nitschke zusammen, kann man sagen, daß der Mensch ständig an der Grenze von echt und unecht wandert; weil die menschliche Ursprungssituation das Vorausplanen in die Zukunft ist, zählt das Unechte zu den zentralen Dingen des Menschen, es entspringt ja dem Planen □ müssen. Beim Tier gibt es daher auch notwendigerweise kein Unechtes“ (189 f.). Er beruft sich hier auf Straus: „Das Unechte gehört der geistigen Sphäre an“ (190).

Wenn man dann aber noch einmal fragt, was der Mensch tun kann, um aus seiner Unechtheit herauszukommen, so dürfte Nitschkes Antwort aus dem kommen, was er an anderer Stelle, auf die wir noch ausführlicher eingehen müssen, so nachdrücklich hervorhebt: aus der schlichten, selbstvergessenen Hingabe an ein Ding oder an einen andern Menschen, denn hier überwindet der Mensch die Selbstbezogenheit, die jeder Unechtheit im letzten zugrunde liegt. „Dieses innere Ergriffensein“, so betont er, „ist in seiner Unmittelbarkeit echt“ (65).

Wohl das Wichtigste aber, was Nitschke für die Pädagogik zu, sagen hat, ist seine Einsicht in die Bedeutung des Vertrauens für die gesunde Entwicklung des Menschen. Ausgangspunkt für seine Überlegungen sind die Erfahrungen, die Spitz an Heimkindern gemacht hat, die ohne lebendigen Bezug zur Mutter oder zu einem bestimmten andern Menschen, der an ihnen Mutterstelle vertrat, aufwuchsen. Die Ergebnisse sind bekannt. Die Kinder blieben in ihrer körperlichen wie in ihrer seelischen Entwicklung in einem erschreckenden Maß zurück, sie lernten die einfachsten Lebensfunktionen erst mit erheblicher Verspätung, sie waren körperlich elend und wirkten geistig wie hochgradige Schwachsinnige. Die Sterblichkeit war ungeheuer groß. Nitschke wußte diese Ergebnisse mit eignen Erfahrungen sehr eindringlich zu stützen, und der anschaulich vorgeführte Einzelfall, insbesondere die Bemühungen um die Behebung der Schwierigkeiten und ihr schließlicher Erfolg, erweisen sich, nachdem der Zusammenhang erst einmal statistisch erhärtet ist als ein guter Schlüssel zum tieferen Verständnis dieser Zusammenhänge.

So wurden diese Erfahrungen für Nitschke zum Ausgangspunkt für eine tiefgreifende Besinnung auf die notwendigen Voraussetzungen für die frühkindliche Entwicklung. Beim Leben der Kinder im Heim muß nach diesen Erfahrungen selbst bei den besten hygienischen Verhältnissen noch „ein Grundlegendes, die Lebensmöglichkeit Bestimmendes gestört sein“. „Es muß da etwas fehlen, das zur Konstituierung des Menschseins gehört“ (12). Nitschke findet diese Bedingung in dem Vertrauen des Kindes zu seiner Welt und dem aus diesem Vertrauen entspringenden Gefühl der Geborgenheit; denn, so betont er, „das Sein in der Geborgenheit gründet sich auf Vertrauen“ (26). Dieses Vertrauen ist also für das Leben schlechterdings unentbehrlich. Es ist also keinesfalls ein bloß nachträglich hinzukommendes Gefühl, das zur Not auch fortbleiben könnte, sondern die unerläßliche Voraussetzung, ohne die menschliches Leben nicht bestehen kann. So spricht es auch Nitschke in aller Entschiedenheit aus: „Vertrauen ist also nicht etwas gewissermaßen zusätzlich Schönes und Beglückendes, sondern die Grundvoraussetzung, um den Zugang zur Menschenwelt zu finden“ (35). Darum verschließt umgekehrt auch jedes Mißtrauen diesen Zugang: „Menschen und Dinge werden feindlich und drohend, fremd, sie verschließen ihr Sein“ (14). „Es zerstört die Möglichkeiten, im Eigentlichen Mensch zu sein und Menschliches zu verwirklichen“ (24, vgl. 199).

Dieses allgemeine Vertrauen zur Welt aber, diese Grundvoraussetzung der menschlichen Entwicklung - das ist der vielleicht entscheidende Grundgedanke bei Nitschke - ist grundsätzlich nur auf dem Wege über ein Du, nur als Vertrauen zu einem ganz bestimmten geliebten machtvollen und schützenden andern Menschen möglich. Das ist in der frühen kindlichen Welt die Mutter. Sie erst bildet inmitten der großen Welt des Unbekannten und Ungewissen, des Drohenden und Unheimlichen einen engeren Bereich des Schützenden und Vertrauten, den Bereich der Geborgenheit. Sie ist imstande, das andrängende Dunkel fernzuhalten. „Die Mutter“, so sagt Nitschke, „schafft in ihrer sorgenden Liebe für das Kind einen Raum des Vertrauenswürdigen, Verlässlichen, Klaren. Was in ihm einbezogen ist, wird zugehörig, sinnvoll, lebendig, vertraut, nahe und zugänglich. Ungeheuer ist die aufschließende Kraft des Vertrauens“ (13). Er betont grundsätzlich, „daß menschliches Sein sich nur in einem Raum entfalten kann, in dem eine vertrauenswürdige, von einem umfassenden liebenden Du her geordnete Welt ihr eigenes Sein offenbart und den Menschen in dieses Sein aufnimmt (14). Die Geborgenheit, die das Kind hier empfindet, ist mehr als ein bloßes Geschützt- oder Gesichertsein; denn geschützt und gesichert ist der Mensch „vor“ etwas Fremdem und Bedrohlichem, geborgen aber ist er „in“ etwas, in einem umfassenden und tragenden Ganzen (21, 198).

Aber dieser Bereich mütterlicher Geborgenheit ist nicht die ganze Welt, und hinter ihr zeichnet sich eine andre, fremde und unheimliche Welt ab, die unerwartet über das Kind hereinbricht so-

bald die Mutter nicht da ist. Dann wird das Kind von einer namenlosen Angst ergriffen. Aber diese Angst verschwindet sogleich wieder, sobald die Mutter zurückkehrt. Das Lächeln, das erste Lächeln des Säuglings, war für Nitschke der immer wieder neu ergreifende Ausdruck dieser wiederhergestellten Geborgenheit. Für das lächelnde Kind sind Dinge und Menschen nah und herzlich in den mütterlichen Raum einbezogen ... Im reinen Vertrauen auf die Mutter eröffnet sich das Kind der Welt und läßt sie einströmen“ (9□1). Darum konnte das Fehlen des Lächelns beim vernachlässigten Kind als Zeichen einer so tiefgehenden Störung begriffen werden. Es ist der Ausdruck einer „tiefen Ratlosigkeit“, einer „vollen Verwirrtheit“, einer totalen Hoffnungslosigkeit, in der dem Menschen das Fundament der Geborgenheit entzogen ist.

Das Lächeln entsteht, wie Nitschke in einer schönen Deutung hervorhebt, „am Rande der Angst“ (198), an der „Umschlagstelle vom Grauen der Angst zur Wärme des Vertrauens“ (22, vgl. 91), dort also, wo das Kind aus einem Zustand der Verlassenheit, in dem die Welt fremd und bedrohlich über es herzufallen drohte, sich wieder in den liebenden Bezug zur Mutter aufgenommen fühlt. Das Lächeln entsteht so an jener „Grenze von Angst und Vertrauen“ (91), die eine der Urfahrungen des menschlichen Lebens ist.

Das Verhältnis der beiden Welten, des Bereichs der Geborgenheit und des der Unheimlichkeit, bleibt grundsätzlich dasselbe, auch wenn das Kind älter und selbständiger wird und dann aus eigener Kraft seine „Ausfahrten“ (155) in die unbekannte Welt unternimmt. Denn die Kraft zu diesem Ausgreifen in die Weite der Welt erwächst nur aus der Gewißheit, daß es eine solche Zone der Geborgenheit gibt, in die sich das Kind immer wieder zurückziehen kann, wenn es sich zu weit hervorgewagt hat.

Nitschke hat die diesen Raum der mütterlichen Geborgenheit durchwaltende menschliche Grundverfassung im einzelnen zu analysieren versucht wobei er sich gern auf Pestalozzis ähnlich gerichtete Bestrebungen in den beiden letzten Briefen von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ beruft. Er umschreibt diesen Bereich mit den Begriffen Vertrauen, Dankbarkeit und Treue, zu denen als vierter noch der Gehorsam tritt (26 f.).

Mit dem liebenden Vertrauen des Kindes zur Mutter verbindet sich als nächstes die Dankbarkeit die „überwältigende Dankbarkeit“ (200), die noch dunkel empfunden das Grundgefühl des Lebens überhaupt darstellt. Diese Dankbarkeit bezieht sich nicht auf dieses oder jenes einzelne Geschenk, für das sie zu danken hätte, sondern als eine alles umgreifende Gestimmtheit auf die tragende Fülle des Lebens im ganzen, die sich in der mütterlichen Liebe offenbart. „Ich danke“, so heißt es, „nicht weil ich beschenkt bin, sondern weil es den Schenkenden gibt, den Reichtum, die Fülle und die Schönheit der Welt weil ich durch den Schenkenden in meiner Dürftigkeit in diese volle Welt aufgenommen bin“ (25).

Aus dieser Dankbarkeit entspringt dann mit aller Selbstverständlichkeit der kindliche Gehorsam. Er entspringt als „freie Zustimmung zum Geforderten“ (27) aus dem beruhigten Bewußtsein des Eingegliedert□seins in eine umfassende Ordnung. Nitschke wendet sich sehr scharf gegen die Anschauung, als sei das Kind von Hause aus voller Aggressionen gegen die Ansprüche der Erwachsenenwelt. Er betont, daß das Kind sich wohl fühlt in dieser wohlgeordneten Welt, daß es sich an seiner Stelle darin eingeordnet fühlt und darum auch die daraus entspringenden Ansprüche anerkennt so daß der Gehorsam, solange die Verhältnisse ungestört geblieben sind, in der dankbaren Zustimmung zur Ordnung dieser kindlichen Welt begründet ist und die Erziehung ihn mit einer natürlichen Selbstverständlichkeit in Anspruch nehmen kann.

Nitschke hebt dabei besonders hervor, wie Dankbarkeit und Vertrauen notwendig zugleich auf den zurückwirken, dem sie dargebracht werden. „Wer dargebrachtes Vertrauen annimmt, wird



durch die Erwartung des anderen ... gewandelt, so wie der Schenkende am Dank sich wandelt“ (25 f.). Der Dank ist für den ursprünglich Schenkenden wieder ein Geschenk: er verpflichtet ihn in einer eigentümlichen Weise. Man muß sich einem aufrichtigen Dank gegenüber als würdig erweisen“ (200). Das ist dann für die Eltern wie für die Erziehenden überhaupt eine ebenso beglückende wie verpflichtende Erfahrung.

Aus diesem Vertrauensverhältnis aber, das rückwärts gewandt sich als Dankbarkeit äußert, entspringt die Bindung, die sich in Beziehung auf die Zukunft dann als Treue auswirkt; denn im kindlichen Vertrauen ist zugleich immer die Gewißheit mit enthalten, daß der mütterliche Schutz auch in der Zukunft bleiben wird. So sind diese menschlichen Werte nichts äußerlich Anerzogenes, sondern sie wachsen wie von selbst in diesem ursprünglichen Verhältnis von Mutter und Kind (156). Vertrauen, Dankbarkeit, Gehorsam und Treue gehören also in untrennbarer Einheit zusammen und kennzeichnen gemeinsam diese ursprüngliche Welt kindlicher Geborgenheit.

Diese frühe Welt ist ihrem Wesen nach eine glückliche Welt. Sie ist bestimmt durch den überquellenden Reichtum der sich selbst verschwendenden, unerschöpflich schenkenden mütterlichen Liebe. Immer wieder hat Nitschke diesen überquellenden Charakter des reinen Schenkens betont, der etwas völlig anderes ist als die Hergabe oder das Opfer eines Besitzes. Es zeigt sich auch hier die Verwandlung des Schenkenden durch sein Schenken: „Wer etwas hergibt, wird ärmer ... Der Schenkende dagegen wird nicht ärmer, er wird, indem er schenkt, noch reicher, als er zuvor war“ (195). Gegenüber allen Deutungen, die das Wesen des Menschen aus einem ursprünglichen Mangel zu bestimmen versuchen, betont Nitschke □ zum mindesten für die frühe kindliche Welt □ den Reichtum. Schon die kindliche Motorik entspringt einer überströmenden Freudigkeit in Übung und Gebrauch. „Wäre der Erwerb vorwiegend Mühsal, so würde er nie vollzogen“ (87). „Das Vertrauen auf die Welt also □ nicht die Notdurft □, die Fülle der Erwartungen, das Glück des Beschenktwerdens macht den Menschen zum Wesen, das handelnd sich bewegt“ (24). Die Erfahrungen des Kindes in der rückhaltlosen Hingabe an die Welt haben etwas tief Beglückendes (158). Immer wieder hebt Nitschke „die glückliche Bejahung der Welt und des eigenen Daseins in dieser Welt“ (29) hervor.

Nitschke verkennt die dunklen Seiten des Lebens schon auf dieser frühen Stufe, insbesondere also die kindlichen Ängste nicht. ja, er betont, daß die Ängste der Kindheit, etwa in seinem hoffnungslosen Allein□gelassen□sein im Dunkel der Nacht oder im Gefühl einer fremden Stadt, tiefer sitzen als die des Erwachsenen, weil sich das Kind immer gleich bis an die Grenze seines Lebens bedroht fühlt (159). „Das kindliche Dasein ist von frühester Zeit an, und sichtbarer als das des Erwachsenen, von Angst bedroht; denn die Gefahr, daß es sich aus seinem noch eng umgrenzten, vertrauten Bereichen in Fremdes und Unheimliches verliert, ist noch groß“ (67). Er betont auch die Wichtigkeit der Angst für die Vertiefung des Lebens. „Das Leben wäre leer, wenn die Angst nicht wäre“ (159). Aber das Kind nimmt die Angst selbstverständlicher hin als der Erwachsene und empfindet danach auch doppelt dankbar das neue Gefühl einer Geborgenheit, wenn es sich wieder im Schutz der Mutter aufgenommen weiß.

Nitschke versucht, neben der Mutter auch den Vater in diese kindliche Welt einzubeziehen, doch das ist schwieriger, denn der Vater ist keine so unmittelbare Gegebenheit wie die Mutter. Er geht dabei aus von der Erfahrung des „Unverdienten“, die der Vater an seinem Kind erfährt, und sieht auf diesem Boden das Wesentliche der Vaterschaft in einem „Akt der Anerkennung, mit dem der Vater für das eigene Kind, für die Fülle des Lebens, das sich in ihm darstellt, die Weite der Verantwortung übernimmt“ (31). Diese Verhältnisse sind freilich noch sehr viel weniger herausge-

arbeitet und bedürfen noch sehr einer weiterführenden Untersuchung, so wie sie neuerdings von Langeveld begonnen ist<sup>3</sup>.

So lebt das Kind in der schützenden Hülle der Geborgenheit. Diese Lebensform muß gegenüber der des Erwachsenen in ihrer ganzen Eigentümlichkeit begriffen werden. Nitschke spricht grad zu von einer eigenen Geschichtlichkeit“ des geborgenen Menschen. „Er lebt im wesentlichen unabhängig von den blinden Schicksalsmächten“ (26). Wir würden vielleicht zurückhaltender sagen: er lebt noch nicht im eigentlichen Sinn geschichtlich.

Nun wäre es allerdings eine verhängnisvolle Illusion, wenn man annehmen wollte, die heutige Welt des Kindes wäre wirklich so, wie Nitschke sie gezeichnet hat, und eiligen Lesern mag sich der Einwand aufdrängen, daß hier nur ein Wunschbild gezeichnet würde, das die Härte der Wirklichkeit verfehlt, ein Bild also, das vor einer nüchternen Betrachtung der Gegebenheiten nicht standhält. Aber Nitschke sieht sehr wohl, daß die Wirklichkeit heute sehr oft und vielleicht sogar meistens ganz anders aussieht. Er hatte in seiner klinischen Erfahrung ja täglich mit den Folgen einer solchen Zerstörung der gesunden kindlichen Welt zu tun. „Die geborgene Welt, die früheren Generationen noch fraglos sicher war, wird von unzählbar vielen Kindern nicht mehr erfahren« (32). Und doch wird das von ihm entworfene Bild der reinen Kindheit dadurch nicht entwertet. Was er entwickelt, ist kein leeres Wunschbild, sondern ein Bild der Welt, wie sie sein muß, wenn überhaupt Kinder sich zu vollen Menschen entwickeln sollen. Diese geborgene Welt „ist als ein Soll, als eine Art Urbild an den Beginn des Menschenweges gestellt. Denn wirkliches Kindsein gibt es nur im Raum der Geborgenheit“ (32). Wenn das wahr ist, so ergibt sich dadurch eine ungeheure pädagogische Verantwortung; denn es gilt trotz aller der großen Gefährdung unserer Welt für die erste Phase der kindlichen Entwicklung um jeden Preis diese Sphäre warmer Geborgenheit zu schaffen, ohne die der Mensch schlechterdings nicht gedeihen kann. „Die Eltern ahnen kaum, welche Schuld sie damit auf sich nehmen, daß sie sie nicht gewähren“ (32).

#### 4.

Aber so unentbehrlich diese schöne Welt der Geborgenheit für die gesunde Entwicklung des Kindes ist, so kann sie doch nicht auf die Dauer bestehen bleiben. Sie muß notwendig einmal zerbrechen. Denn der Glaube an die Ordnung der Welt beruht auf dem unbedingten Vertrauen auf die Macht und die Güte des einen Menschen, der Mutter. Die Macht der Mutter ist größer als jede irdische Herrschaft“ (21). Aber dies Vertrauen muß notwendig einmal zerbrechen, wenn die menschliche Unvollkommenheit auch der besten Mutter sichtbar wird. Dies war ja schon bei Pestalozzi in dem genannten Zusammenhang das Grundproblem der religiösen Erziehung gewesen: das letzte Vertrauen zum Leben und zur Welt von der vorläufigen Bindung an die Mutter zu lösen und als ein echtes Gottvertrauen neu zu begründen.

Diese Problematik hat Nitschke mit aller Entschiedenheit herausgearbeitet. So betont er in seinen Vorlesungen: „Diese kindliche Welt ist nicht haltbar. Der geliebte Erwachsene wird als das Vollkommene angesehen, das für alles, vor allem und in jeder Lage Schutz und Sicherheit gibt. Dabei wird ein Vertrauen auf den Erwachsenen gerichtet, das vom Erwachsenen Übermenschliches verlangt und erwartet ... Irgendwann muß dem Kind bewußt werden, daß das Bild des Erwachsenen nicht zutrifft, und dann muß die kindliche Welt, die auf der Geborgenheit aufgebaut ist, zerbrechen“ (156). Oder ähnlich an einer andern Stelle: „Diese vom Vertrauen getragene und

---

<sup>3</sup> Martinus J. Langeveld, Ein Vater zu haben. Zeitschrift der Pädagogik, 9 Jahrg. 1963, S. 1 ff.

durchwärmte Welt ... kann nicht von Bestand sein. Gerade die Totalität des Vertrauens ist der Grund, daß sie scheitern muß; denn irgendwann bricht die Einsicht in die menschliche Unvollkommenheit der Mutter durch. Damit endet die Geschlossenheit dieser Welt“ (15). Die schützende Hülle der Kindheit zerreißt, und der Mensch tritt in den „Ernst des Lebens“.

Aber trotzdem bleibt auch jetzt noch die bisher nur am kleinen Kind hervorgehobene Einsicht bestehen: „Ohne Vertrauen auf eine in unserem Dasein wirkende, sinnvoll gestiftete Ordnung kann der Mensch nicht wahrer Mensch sein“ (15). Das gilt nicht nur vom Kind, sondern vom Menschen schlechthin. Auch nach dem Zerschlagen der Geborgenheit im Elternhaus bleibt die Forderung nach einer, wenn auch jetzt vielleicht veränderten Form der Geborgenheit. Diese Fragestellung habe ich seinerzeit, in enger Verbindung mit Nitschke, als das Problem einer „neuen Geborgenheit“ herauszuarbeiten versucht<sup>4</sup>. Wie aber ist so etwas möglich?

Zunächst weist Nitschke auf das eine hin: Wenn auch die kindliche Welt verloren ist, so bleibt sie doch als eine „Grunderinnerung“ im Menschen und weckt die unauslöschliche Sehnsucht nach einer solchen Welt der Geborgenheit, und diese Sehnsucht wird dann, wie er, Kunz so schön dargestellt hat<sup>5</sup>, zur gestaltenden Macht im Menschen. In diesem Sinn betont auch Nitschke: „Aus dieser kindlichen Welt der Bindung sollen später die Kräfte entspringen, die als Kräfte der Sehnsucht das menschliche Leben bestimmen“ (157). „Wenn die geborgene Welt auch verloren wird, bleibt sie doch in der mahnenden Erinnerung durch die Tiefe der erfahrenen Seinsbezüge und so oft in der schöpferischen Sehnsucht des Erwachsenen lebendig“ (34).

Aber damit ergibt sich eine neue Schwierigkeit: Um sich überhaupt einer solchen Sehnsucht überlassen zu können, ist schon wieder ein gewisses Vertrauen notwendig. Die Sehnsucht setzt ja ihrerseits schon eine gewisse Geborgenheit voraus, wenn sie nicht in hoffnungsloser Resignation zerrinnen soll. Wo aber ist diese zu finden? Es wiederholt sich also mit neuer Schärfe die alte Frage. Nitschke hat sie, in genauer Wiederaufnahme der Pestalozzischen Fragestellung, so formuliert: „Wo sehen wir eine Ordnung, nicht eine kleine im begrenzten Raum, sondern eine umfassende, der wir selber zugehören? Wo finden wir das große bergende Du, dem wir uns vertrauend hingeben könnten?“ (15).

Er weist zunächst auf die christliche Antwort hin. Aber er sieht auch, für wie viele Menschen heute diese Lehre nicht mehr lebendig erfüllt ist. Und was bleibt dann? Nur ganz behutsam wagt Nitschke hier eine Antwort anzudeuten: Wenn wir imstande wären, von uns selber abzusehen und uns ganz einem Ding oder einem Menschen hinzugeben, dann könnte es sein - er sagt es absichtlich so vorsichtig, dann könnte es sein - daß uns von da her eine Antwort entgegenkäme. Ich muß es mit seinen eignen Sätzen sagen, um das Behutsame, Anspruchslose und wieder Vertrauende, kurz Nitschkes ganze menschliche Haltung in diesen Sätzen sprechen zu lassen: „Könnte es uns vielleicht helfen, wenn wir an der Stelle, an der wir gerade stehen □. vor einem Ding, vor einer Aufgabe, vor einem Menschen eine kleine Wendung machen, allerdings doch eine radikale: von uns weg dem Ding zu, dem Menschen entgegen? Getrieben von der zunächst unbestimmten Hoffnung, daß in jedem Ding, in jedem Menschen, in jeder Aufgabe etwas Kostbares verborgen sei? Dazu müßten wir den Mut haben, alles, was wir an Vertrauen vermögen ... in diese Wendung hineinzutun, müßten Kraft aufbringen zur Geduld und zur Gelassenheit und damit warten vor den Dingen und vor den Menschen: nüchtern, ganz ohne Illusion, aber offen zugehend. Vielleicht beginnen die Dinge und die Menschen zu sprechen von ihrem Wesen, ihren

<sup>4</sup> Otto Friedrich Bollnow, Neue Geborgenheit, Das Problem einer Überwindung des Existenzialismus. 2. Aufl. Stuttgart 1960.

<sup>5</sup> Hans Kunz, Die anthropologische Bedeutung der Phantasie. 2. Teil. Basel 1946.

Ordnungen. □ Sie werden sprechen: etwas aus ihnen kommt auf uns zu; sie werden uns für Augenblicke mit ihrem Sein erfüllen“ (16 f.). Gewiß, so fährt er fort, ist das eine begrenzte Erfahrung, aber vielleicht wird sie uns weiter führen. Wieweit, wissen wir nicht. Wir können nur immer offen sein, vertrauen und warten. „Wir können von uns aus nichts anderes tun, als uns zuwenden, bereit halten, warten und ausharren: immer wieder die Kraft unseres Vertrauens einsetzen“ (17).

## 5.

Wir haben bisher die Welt der kindlichen Geborgenheit vor allem im Bereich der menschlichen Beziehungen entfaltet. Aber das ist nur im Sinn einer vorläufigen Vereinfachung zu verstehen. In Wirklichkeit gehören die Dinge, die guten, alten und verlässlichen Dinge eben so sehr in den Umkreis der Geborgenheit. „Auch die Dinge, nicht nur die Menschen offenbaren ihr Wesen, ihre Ordnung ihren verborgenen Sinn“ (13f), so fährt Nitschke an der vorhin angeführten Stelle fort, wo von der Wirkung der mütterlichen Fürsorge die Rede war. Im Umkreis der mütterlichen Liebe erschließt sich die Welt. Die Macht des gläubigen Vertrauens, das durch die Mutter geweckt ist, verwandelt das unbekannte Dunkel in die durchsichtige Wärme einer geordneten und liebenswerten Welt, in der die vertrauten Dinge ihren Ort haben“ (41).

Nitschke spricht gern von dem Vorgang, in dem das Kind sich die Dinge aneignet und zu seiner Welt zusammenfügt; denn Schritt für Schritt greift es über seine jeweilige Welt hinaus und erobert sich das Verständnis immer neuer Dinge. Daß aber das Kind überhaupt die Kraft aufbringt, das Abenteuer dieser Eroberungen auf sich zu nehmen und in die Weite des Neuen vorzustoßen, das verdankt es dem Gefühl der Sicherheit, das ihm die Geborgenheit im Umkreis der Mutter verleiht. Der Mut, den das Kind braucht, sich all diesen Unbekannten auszusetzen, stammt aus der Kraft des Vertrauens“ (39). Nitschke wendet sich gegen die Auffassung, in diesen frühen Erfahrungen etwas Schmerzhaftes zu sehen, im Gegenteil betont er: Wie die ganze Welt des Kindes von einer inneren Freudigkeit durchstrahlt ist, so geschieht es auch bei der Ausbreitung seiner Welt. „Nicht der Widerstand der Dinge im Raum, das Harte, an dem sich das Kind stößt, nicht irgendeine Weise der Erleidens schafft die frühen Beziehungen zur Welt im Reichtum überströmender Freudigkeit und Hoffnung, durch glückliche Erfahrungen bestätigt, macht sich der Mensch auf zu seiner abenteuerlichen Wanderung“ (39).

In diesem lebendigen Umgang gewinnen die Dinge die nahen menschlichen Beziehungen zum Kind. Sehr schön, aber wirklich treffend ist es bei Nitschke ausgesprochen: „Die Dinge, die sich dem Kind zeigen, sind lebendig wie der hinterlassene Gruß des Freundes. Seine Herzlichkeit, seine Treue, sein heiterer Mut sprechen zu mir“ (39). Aus diesen vertrauten Dingen bildet sich die Welt. „Die in diesem Bereich (der mütterlichen Sorge) erfahrenen Dinge gehören von jetzt an in die Welt des Kindes. Sie finden dort ihren festen Ort, sie sind nicht mehr draußen, unbekannt sondern nahe und beständig, sie halten die Treue, man kann sich auf sie verlassen“ (39). Nitschke spricht grad zu von der „Treue der Dinge“. Er schildert dies an manchen anschaulichen Beispielen, etwa an einem Kind, das in immer erneuten Versuchen die zunächst zu hohe Steinstufe vor der Haustür erprobt und sich erobert oder, besser gesagt, sich im Umgang zum Partner und zum Freund macht.

Aus der Ordnung dieser vertrauten Dinge, wie auch aus der der menschlichen Bezüge ergibt sich dann die Heimat als die tragende Grundlage alles menschlichen Lebens. Nitschke betont nachdrücklich, daß eine solche Heimat mit dem Wesen des Menschen notwendig gefordert ist, „daß

es im 'Bauplan' des Menschen vorgesehen ist, daß er als Kind in eine Heimat liebend aufgenommen wird, daß es ihm angemessen ist, an einer mütterlichen Hand in das Leben eingeführt zu werden“; denn „Heimat-Haben gibt dem Kind den festen Grund, den es braucht, damit sich ihm menschliches Sein in seinem vollen Umfange verwirklichen kann“ (54, vgl. 21). Darum ist es so wichtig, wo ein äußeres Schicksal zum „Verlust des Hauses“ geführt hat, im Kleinen und Kleinsten anfangend wieder ein neues Heimatgefühl zu wecken (35 ff.).

Und wenn er in andrem Zusammenhang, in Übereinstimmung mit Gedanken von Marcel, Plügge und mir, die grundlegende Bedeutung der Hoffnung für das menschliche Leben betont (53 f., 197), so ergibt sich hier zugleich die unlösbare Zusammengehörigkeit von Heimat-Haben und Hoffen-Können: Das Geborgensein in der Fülle der Heimat schafft jenes feste und tiefe Vertrauen in eine sinnvolle Ordnung des Gegenwärtigen, das in der Richtung auf Zukünftiges Hoffnung ermöglicht“ (54).

Wenn wir jetzt den Vorgang, in dem das Kind sich die Dinge aneignet, ein wenig genauer betrachten, so ist es daran wesentlich, daß die Entdeckungen „unvermittelt in plötzlichen beglückenden Erfahrungen“ (57) geschehen. Indem sich das Kind in geduldigen Versuchen mit den Dingen „einläßt“, ergeben sich dann die „plötzlichen Erhellungen“ die „sprunghaften Einsichten“ (38, vgl. 179 f.). Also nicht in mühsamem und allmählichem Fortschreiten, sondern auf einen Schlag sind die neuen Einsichten da und erfüllen das Kind mit innerem Glück. So heißt es etwa vom einfachen Spielding, dem Greifring, im Zusammenhang mit den früheren Betrachtungen über die kindliche Motorik. Im motorischen Nachvollziehen der Rundung des in sich geschlossenen Kreises offenbart sich sprunghaft und plötzlich das Wesen des Rings, seine von mir gesonderte eigene Art“ (116).

Nitschke macht auf der andern Seite darauf aufmerksam, daß dies Verhältnis zu den Dingen schon beim kleinsten Kind eigentümlich menschlich ist, immer schon spezifisch von dem des Tiers unterschieden; denn das Kind hat von Anfang an die doppelte Fähigkeit: sich mit den Dingen einzulassen“ - das ist, in seinem ganzen Tiefsinn genommen, als sich abgeben mit etwas und sich einfügen in etwas, ein Lieblingsausdruck Nitschkes, zugleich die Übersetzung des französischen engagements oder sie auch wieder in Freiheit sein zu lassen, zu ihnen die Distanz zu wahren. „Das eigentlich Menschliche“, so betont er, „ist der Wechsel zwischen beiden Positionen: die Freiheit einzutreten und zurückzutreten“ (167). Dies ist die Voraussetzung eigentlicher Gegenständlichkeit wie sie im menschlichen Ding vorausgesetzt ist. Erst „aus der Fähigkeit zur Distanz ergibt sich die Möglichkeit, das Ding' zu erfahren, zu erkennen (deshalb hat das Tier kein Ding'“ (168).

Die Art wie das Ding so in die menschliche Welt einbezogen ist, wie wir das Ding in einer bestimmten Weise „haben“, gibt Nitschke Veranlassung, auf das schwierige Verhältnis von „Sein“ und „Haben“ einzugehen“<sup>6</sup>, wobei das Haben wiederum nicht nur ein äußeres Besitzen, sondern ein sich vielfach modifizierendes Verhältnis bedeutet. Dieses Haben aber bezieht sich nicht nur auf die Dinge, sondern auch auf meinen Leib. Ich „habe“ meinen Leib. Ich kann ihn in diesem Sinn fast wie ein Ding neben andern Dingen ansehen, über das ich frei verfüge. Aber auf der andern Seite gehört er mir doch in einer sehr viel engeren Weise an als die Dinge. „Immer bin ich auch mein Körper“ (134), und doch bin ich wiederum nicht schlechthin identisch mit meinem Körper. Hier zeigt sich die eindrucksvolle Tiefe in der Problematik des Habens und ihre enge

---

<sup>6</sup> Gerade an dieser Stelle ist bedauerlich, daß die Vorlesungsnachschrift offensichtlich den im Vortrag differenzierter durchgeführten Gedanken etwas stark verkürzt; anders ist auch der plötzliche Übergang zum „Leib“ nicht verständlich.

Verflechtung mit der des Seins. „Mein Leib ist Träger meiner selbst, er hat für mich nicht nur Werkzeugcharakter. Dieses Nebeneinander von Sein und Haben erzeugt eine Spannung, die nie auszugleichen ist“ (169). Nitschke spricht, um dies schwer zu bestimmende Verhältnis zu bezeichnen, davon, daß ich in meinem Leib zentriert“ bin (77, 133), oder auch mit einer von Marcel übernommenen Wendung, daß ich in ihm „inkarniert“ bin (134, 168).

Nitschke geht insbesondere von der Erfahrung des Schmerzes an die Weise heran, wie ich meinen Leib habe; denn im Schmerz verändert sich mein Verhältnis zu meinem Leib in einer bezeichnenden Weise. Mein Leib wird mir fremd und gegenständlich. „Man darf wohl sagen“, so schreibt er, „daß Schmerzen dort entstehen, wo etwas, das ganz zu mir als Person gehörte, mit dem ich nahe verbunden war und noch verbunden bin, sich mir entfremdet“ (135). Dies gilt übrigens nicht nur vom körperlichen, sondern auch vom seelischen Schmerz, etwa bei der Entzweiung mit einem alten Freund. Diese Entfremdung zeigt sich in einer doppelten Weise: Mein Leib (oder ein Glied meines Leibes) ist mir nicht mehr in der gleichen Weise verfügbar. Der unmittelbare Gebrauch ist gestört (77). Aber auch ich selber als Person bin durch ihn verwandelt. Der Mensch wird selber unzugänglich für die Ansprüche seiner Umwelt. Er zieht sich in sich selbst zurück. „In der schmerzhaften Krankheit schrumpft die Welt des Kranken ein, verliert den Reichtum der Bezüge, die vielfältige Möglichkeit zur Begegnung ... Der Schmerz macht unverfügbar und selbstbefangen“ (136).

Darum ist dann die beglückende Erfahrung, daß der Schmerz wieder aufhört und ich mir selber zurückgegeben bin, daß ich mich wieder als „heil“ erlebe, besonders geeignet, das gesunde Verhältnis zum Leib, den vollen Gehalt des Inkarniert-seins näher zu bestimmen. Es ist nicht einfach, daß ich diesem meinem Leib befehle, daß er mir als Werkzeug und Instrument zur Verfügung steht ... Inkarniert□sein muß vielmehr auch, und zwar wesentlich, heißen: Aufgenommensein in seinem Körper, beheimatet, freudig begrüßt und empfangen, Miteinandersein in zuverlässiger Gemeinschaft (137). Dieses Glücksgefühl der Genesung erfüllt dann den Menschen mit einer neuen überströmenden Dankbarkeit. Die Bezeichnungen, die sich hier aufdrängten, „beheimatet“ sein, „freudig begrüßt und empfangen“, bezeichnen treffend das Verhältnis des Menschen zu seinem gesunden Leib. „Ich wohne in ihm“ (77). Er ist wie ein „Haus“ (77). In diesem Zustand kann ich ihn sogar „vor einem hohen Ziel, das Äußerstes an Leistung verlangt, wie einen treuesten Diener bis zum Tod überfordern“ (77). Er ist, wie Nitschke dies Verhältnis zu bestimmen sucht, ein verlässlicher Freund.

Aber wenn ich mir bewußt halte, daß solches Heil-sein ein Geschenk ist und immer unverdient bleibt, dann braucht mir der Leib auch in der Krankheit nicht fremd zu werden. Die Freundschaft hält auch in diesem Zustand noch stand. Hier erinnert Nitschke an das Gedicht des späten, schon von der unheilbaren Krankheit befallenen Rilke: „Bruder Körper ist arm ... Das heißt es, reich sein für ihn“ (77, 142). Und Nitschke nimmt dies Wort im ganz vollen Sinn auf: „Ich bleibe ihm nahe als Freund, von weither dankbar. Die Entzweiung zwischen mir und dem schmerzenden Körper wandelt sich in dieses behutsame Einverständnis ... Eine solche Haltung löst uns aus der Befangenheit in eigenes Leiden. Sie macht uns frei von uns selbst“ (142).